

Liebe Gemeinde,

I - Der 9. November: Katastrophe oder Aufbruch?

der 9. November ist ein besonderes Datum für uns Deutsche. Um nur zwei Stationen an diesem Tag aus der jüngeren Geschichte zu erinnern: der 9. November 1938 steht für die unfassbare Grausamkeit und Gleichgültigkeit gegenüber unzähligen jüdischen Mitbürgern, als in der Reichspogromnacht ein von den Nazis antisemitisch aufgestachelter Mob jüdische Synagogen und Geschäfte zerstörte und sich fast keinerlei Widerstand dagegen erhob. Auch die Kirchen schwiegen. Dieser 9. November steht für den Weg in die Katastrophe. Der 9. November 1989 hingegen steht für die ebenfalls kaum zu begreifende Besonnenheit und den Mut unzähliger Bürger der ehemaligen DDR, die durch ihre beharrlichen und gewaltfreien Proteste an diesem Tag die Mauer aufbrachen, die sie 28 Jahre lang eingesperrt hatte. Damals gaben die Kirchen Raum und Stimme für den wachsenden Mut der Menschen. Dieser 9. November steht für den Aufbruch in eine freie, bessere Zukunft.

Das ist genau die Alternative, die einen als Zuschauer des „Platonow“ zunehmend bedrängt: führt das Treiben und Sich-Treiben-Lassen der Tschechow-Figuren in die endgültige Katastrophe? Oder geschieht doch endlich ein Aufbruch aus diesem gleichzeitig sehnsüchtigen und hoffnungslosen Hin und Her in ein entschieden besseres Leben?

II - Platonow: Projektionsfigur der Orientierungslosen

Anton Tschechow ist ein Meister der dramatischen Darstellung sehnsuchtserfüllter Existenzen, die aber in endlosen Varianten doch nicht aus ihren Verirrungen und Verwirrungen herausfinden. So auch in seinem ersten, seinem gegenüber späteren Werken noch sehr emotions- und Dramatik-geladenen Jugendstücks „Platonow“. Michail Wassiljewitsch Platonow ist als Dorflehrer in irgendeinem russischen Ort auf dem Lande gestrandet. Er hat seinen Besitz verludert, sein Studium geschmissen, und nun unterrichtet er Bauernkinder. Lehrer sind für den Autor Tschechow eigentlich wichtige Hoffnungsfiguren: sie sollen den Nachwuchs bilden und ihn zur Gestaltung eines besseren Lebens, einer besseren Gesellschaft befähigen. Und so ist dieser Platonow für fast alle Figuren im Stück eine Riesen-Projektionsfigur; er ist wie ein Spiegel für die eigenen Sehnsüchte und Ansprüche und gleichzeitig für die eigene Orientierungslosigkeit. Die Grekowa, ein junges Mädchen sagt zu ihm: „Entweder sind Sie eine überwältigende Persönlichkeit oder ... ein elender Schuft.“ (S. 25). Sofja Jegorowna, eine gerade verheiratete Frau: „Entweder ist er eine Katastrophe oder ... der Bote eines neuen Lebens!“ (S. 36). Seine Mitmenschen kippen in ihren Urteilen über Platonow hin und her zwischen himmelhochjauchzend und zutodevernichtend, und entsprechend kippen auch seine eigenen Gemütszustände von einem Extrem ins andere. Immerhin hat er auf Menschen und Dinge oftmals einen klaren Blick und hält mit seiner Einschätzung nicht hinter'm Berg, mutig, treffend, aber oft auch verletzend. Den reichen Kaufmann Bugrow beschimpft er: „Alle gaffen ihn unterwürfig an, kriechen auf dem Bauch vor diesem fetten, vergoldeten Neureichen, alle sind mit Haut und Haaren von ihm abhängig! Und auf die Ehre wird gepfiffen! (S. 17) ...Diese Selbstzufriedenheit ist zum Kotzen! ...Die wahre, barbarische

Selbstzufriedenheit eines Kaufmanns und Kneipenbesitzers!“ (S. 19) Doch aus solchen messerscharf entlarvenden Einschätzungen folgt nichts weiter – weder Aufruf noch Tat. Der Kaufmann hingegen wehrt sich und beauftragt den Underdog des Stückes, den wohnungslosen Pferdedieb Ossip, gegen reichliche Entlohnung Platonow zum Krüppel zu schlagen. Glagoljew, ein vermögender Gutsbesitzer, bringt sein Urteil über Platonow so auf den Punkt: „Platonow ist der typische Vertreter der heutigen Orientierungslosigkeit ... Orientierungslosigkeit – so definiere ich den heutigen Zustand unserer Gesellschaft. Alles ist heute extrem unklar, unverständlich ... Alles ist total durcheinander, chaotisch ... Und genau diese Orientierungslosigkeit repräsentiert unser neunmalkluger Platonow.“ (S. 6)

Platonow ist darüber hinaus ein attraktiver Mann, und so spielen sich die Dramen in zahllosen Varianten von Techtelmechteln, von Anziehung und Abstoßung, Verliebtheit und Verletzung zwischen den unterschiedlichen Frauenfiguren und Platonow ab: die verarmte Gutsbesitzerin und Generalswitwe Anna Petrowna, deren Leben nach dem Tod ihres älteren Mannes dem Stumpfsinn anheimzufallen droht, begehrt den hübschen Platonow. Der aber zeigt Ideale: „... mit Ihnen eine erbärmliche Affäre anfangen; sie zum Werkzeug meiner gleichgültigen Eskapaden machen?! ... Ein, zwei Monate blödsinnig zusammen sein und dann ... sich schämen und auseinandergehen? (S. 30) ... Mich kannst du nicht so billig abfertigen wie schon ein Dutzend Männer vor mir! .. Ich bin zu kostbar für ein kleines Abenteuer .. Ich achte dich, ich liebe dich, und gleichzeitig ist alles so ... jämmerlich, banal!“ (S. 41) Dann das junge Mädchen Grekowa, die zwar gerade mit Platonows Schwager Trilezkij zusammen ist, die Platonow aber gern nebenbei vernaschen würde, ihr so aber aufdringlich zu nahe tritt. Und Sofja, Platonows alte Jugendliebe, nun gerade mit dem Sohn der Generalswitwe verheiratet, doch in der erneuten Begegnung mit ihr flammen die alten Gefühle und Ideale in wechselseitiger Projektion wieder auf: Platonow gesteht ihr: „Mir hat das Schicksal auf eine Weise mitgespielt, wie ich es damals nie für möglich gehalten hätte, als du in mir einen zweiten Byron sahst und ich in mir einen zukünftigen Minister für Außerordentliche Angelegenheiten und einen Christoph Columbus. Ich bin Dorfschullehrer, sonst nichts.“ (S. 14). Um dann später ihr vorzuhalten: „Aber du, was ist mit dir passiert? Wo sind Deine Reinheit, Deine Aufrichtigkeit, Dein Gerechtigkeitsgefühl, Dein Mut? Deine gesunde Weltanschauung? Wo hast du sie verloren? Sofja! Was hat dich so affektiert, faul und geschwätzig gemacht? Wie wunderbar du warst, wie faszinierend! Vielleicht ist es noch nicht zu spät, und Du kannst Dich aus dem Sumpf retten! .. Meine Liebste, sag mir ganz ehrlich, was hat Dich gezwungen, diesen Mann zu heiraten? ... Ich habe dich geliebt! Mehr als alles auf der Welt geliebt, deshalb bist Du für mich auch jetzt noch so kostbar ... Wärest du doch in die Hände eines anderen Mannes geraten, wie schnell würdest Du diesem Sumpf entkommen ... Du Arme ... Warum leben wir nicht so, wie wir leben könnten?“ Und Sofja nimmt Platonow beim Wort und will mit ihm abhauen, ihren Mann und das verschuldete Gut verlassen, will fliehen, in ein neues, gutes, wahres Leben. Aber wieder lässt er seinen feurigen Worten keine Taten folgen, lässt Sofja in ihrer neuentflammten Liebe zu ihm auflaufen, lässt sie fallen. Denn er ist ja seinerseits verheiratet, dieser Don Juan Platonow, mit Sascha, mit ihr hat er einen Sohn, sie liebt ihn, sieht ihm vieles nach, gibt ihm Halt und Hafen, und genau deshalb ist sie ihm längst überdrüssig, langweilig und dumm ... Er zieht sie alle an, die Frauen, wie das Licht die Motten, und stößt sie in seiner barschen Unentschiedenheit wieder ab, und alle verbrennen sich an ihm.

Und die Männer? Die alten, die Vätergeneration, erscheinen sentimental oder gescheitert, und sie werden von ihren Söhnen verachtet oder gar gehasst. Und diese Söhne, die jungen Männer sind ihrerseits Nichtsnutze, Schmarotzer, Aufschneider.

Der Großteil all der unseligen Dramen, in die sich diese armseligen Existenzen verwirren, spielt sich vor der Kulisse eines rauschenden Festes im verschuldeten und im Grunde schon an den Kaufmann abgetretenen Gutshaus ab. Hier läuft die Inszenierung von Frank Behnke zur Hochform auf. Immer wieder untermalt von wunderschönen Akkordeonklängen, live gespielt von Piotr Rangno, und beunruhigenden Elektronikklängen

– das eine mag wieder eher die Hoffnung, das andere eher den drohenden Untergang anklingen lassen – spielt sich das Fest hinter einem runden undurchsichtigen Lamettavorhang ab. Immer wieder treten die einzelnen Figuren – mal wie reglose Schaufensterpuppen, und dann wieder sich in die einzelnen Dramen verstrickend – aus der Festgesellschaft heraus – und verschwinden dann wieder im Rausch von Feier und Alkohol. Irgendwann wird gekegelt, aber genauso ziellos wie das Treiben der Menschen treffen die Kugeln kein Ziel, sondern kullern polternd sinnlos in den Orchestergraben. Und am Ende, als der Lamettavorhang gefallen ist, aller Frust aneinander, alle Verzweiflung erst im Rausch ertränkt, dann im Kater potenziert wieder aufgetaucht, sitzen sie alle am vorderen Bühnenrand, und man denkt sich, jetzt sind sie am Abgrund, und gleich einen Schritt weiter – wie die Kugeln abgestürzt in den Graben. Platonow will sich das Leben nehmen, greift zum Revolver, stammelt: „Ich habe Angst vor dem Leben! Was wird geschehen, wenn ich weiterlebe? Die Scham wird mich auffressen. *Finita la commedia!* Ein intelligentes Rindvieh weniger auf der Welt! Christus, vergib mir meine Sünden! ... Na? Jetzt kommt also der Tod ..“ Doch er drückt nicht ab, stammelt weiter: „Zu schwach! ... Ich will leben, Ich will leben ...“ (S. 63) Doch Sofja, die alle Hoffnung in ihn gesetzt hatte und sich zutiefst von ihm getäuscht und gedemütigt fühlt, greift ihrerseits den Revolver und erschießt ihn. Und am Ende, ganz am Ende und nach all den Dramen bleibt einer übrig mit erhobenem Haupt und tänzelndem Schritt: Bugrow, der Kaufmann, der sie alle von sich abhängig macht, weil er ihnen Geld leiht, selbst wenn sie es nicht zurückzahlen können, weil er ihnen Haus und Hof nimmt.

III - Die Krise

Sicher ein Grund, warum dieser alte „Platonow“ heute gespielt wird, so sagt es Kathrin Mädler, die Dramaturgin. Wenn sonst nichts trägt und hält und aufbricht, dann setzt sich auch heute das Geschäft durch, das Ökonomische, der Kapitalismus, hier und da rücksichtslos, wie die Finanz- und Bankenkrise gezeigt hat. Gelingt es uns heute, das global gefräßige Monstrum zu bändigen, oder stürzt es am Ende ein Land nach dem anderen ins Elend? Heute gehen junge Menschen aus Deutschland, aus dem Münsterland, aus Ibbenbüren in den Dschihad, den vermeintlich Heiligen Krieg, solche, die hier als Migranten, schlecht oder gar nicht Ausgebildete und Arbeitslose die Stellung und Anerkennung nicht finden, die sie dort suchen, wo sie als die Helden, die „Guten“ gegen die Schurken, die „Bösen“ kämpfen dürfen. Gelingt es uns heute, auch ihnen bei uns eine ausreichende Perspektive und genügend Anerkennung zu ermöglichen, oder treibt es immer mehr in den teuflischen Terror? Heute werden unsere Kinder als Schüler und Studenten immer früher und immer schneller in ein Hamsterrad von Forderungen und Leistungen getrieben, und sie funktionieren, manchmal aber auch nur mit Hilfe von Psychopharmaka, und auf jeden Fall wird nach der total anstrengenden Schul- oder Arbeitswoche am Wochenende bis zur Besinnungslosigkeit abgefeiert. Ich glaube, der Stumpfsinn und die Langeweile, die Tschechow in seinen Stücken auf die Bühne gebracht hat, unterscheidet sich nur äußerlich von all dem heutigen Lärm und der Hektik. Das Bewusstsein der Leere wird betäubt, heute wie damals. Gelingt es uns heute, Arbeit und Leben in eine gute Balance zu bringen, dass Menschen gesund bleiben, oder treibt der Funktions- und Leistungszwang immer mehr in den „burnout“? Wir haben noch nicht wirklich kapiert, dass es nicht reichte, als heute vor 25 Jahren die Mauer aufbrach und die damaligen Bürger der DDR aus einem unmenschlichen, unfrei machenden Realsozialismus in neue Freiheit und Einheit aufgebrochen sind. Längst haben uns andere Kräfte wieder gefangen genommen und machen uns unfrei. Und wir Christen in den Kirchen? Auch wir stehen in der Gefahr, genau wie die Tschechow-Figuren uns klagend und jammernd vorwiegend mit uns selbst zu befassen, und uns mit all unseren Problemen nur noch um uns selbst zu drehen. Gerade auch wir Prediger, und Tschechow hat die Predigt nicht geschätzt – das war seine Kritik an Tolstoj – reihen uns gern ein in diese großen Ankündiger und dann doch praktischen Zauderer. Als verkündigender Tiger gesprungen und als praktischer Bettvorleger gelandet ... Gelingt es uns heute, aus der Befreiungsbotschaft unseres Gottes heraus Menschen zu erreichen und zu gewinnen und tatkräftig das

Leben zu wählen, oder verwalten wir weiterhin mehr schlecht als recht den Abbau der Institution? Die bedrängende Frage bleibt: Gehen wir heute sehenden Auges neuen Katastrophen entgegen oder wagen wir notwendige Aufbrüche?

IV - Die Chance

Ich zitiere aus der Trauerpredigt des ehemaligen EKD-Ratsvorsitzenden Wolfgang Huber für den in diesem Jahr verstorbenen Herausgeber der FAZ Frank Schirrmacher: „Die Unterscheidung zwischen einem Zögern, das der Nachdenklichkeit entstammt, und einem Zaudern, das der Angst nachgibt, war ihm wichtig. Uns Deutschen schrieb er die zweite Art der Verlangsamung zu: Deutschland ist Hamlet. [oder Platonow, möchte ich hinzufügen] ... Nicht gesammeltes Schweigen, sondern gesammeltes Zaudern sah er [Schirrmacher] als das Problem unserer Zeit an. All die Versagungen und Verschiebungen der Vergangenheit haben sich so aufgehäuft, dass wir nicht wissen, wie wir ihrer Herr werden sollen. Dass es den Imperativen der Ökonomie und den Regeln der Technik überlassen wird, über den Sinn und die Hoffnung unseres Lebens zu bestimmen, sah er als das allergrößte Zaudern an. Angesichts der großen Transformationen unserer Zeit – dem demographischen Wandel, der Umgestaltung unserer Gemeinschaftsformen, dem digitalen Zugriff auf das Innere unseres Kopfes, der ökonomisch gesteuerten Veränderung unserer Identität – suchte er nach Grundhaltungen, die inmitten all dieser Attacken auf unser Menschsein die Hoffnung auf Humanität bekräftigen. Er hielt Ausschau nach dem Vorbild von Menschen, denen eine frische, mut'ge Seele gegeben war und mit ihr auch die Kraft zur frischen mut'gen Tat.“ Und Wolfgang Huber beendet seine Trauerrede mit einer Strophe aus Bonhoeffers Gedicht „Stationen auf dem Weg zur Freiheit“:

*„Nicht das Beliebige, sondern das Rechte tun und wagen,
nicht im Möglichen schweben, das Wirkliche tapfer ergreifen,
nicht in der Flucht der Gedanken, allein in der Tat ist die Freiheit.
Tritt aus ängstlichem Zögern heraus in den Sturm des Geschehens
Nur von Gottes Gebot und deinem Glauben getragen,
und die Freiheit wird deinen Geist jauchzend umfassen.“*

(Zeitzeichen 8/2014, S. 52f.)

Wo nähren wir diesen Glauben, der uns zum Aufbruch, zur rechten Tat befreit? Ähneln unsere Gottesdienste der Tschechow'schen Feier? Sonntägliche Feste, in die wir mit unseren Verirrungen und Verwirrungen eintauchen, aber genauso verwirrt und unklar wieder aus der Kirchentür in unseren Alltag heraustreten. Und dann finden all unsere Worte und Lieder und unsere Gemeinschaft kein Ziel und kein Packende für einen kleinen oder auch großen Aufbruch ... Oder gelingt es uns, in unseren Gottesdiensten das spürbar werden zu lassen, was dem verlorenen Sohn geholfen hat, aus seiner Verirrung und seinem Zaudern heraus umzukehren: Das ist erstens das Innehalten: „da ging er in sich“ (Lk 15,17a), der Raum und die Zeit, zu mir zu kommen aus all der Leere oder all dem Lärm. Dieses erste gelingt den Tschechow-Figuren hin und wieder noch. Sie halten inne und werden sich ihres Elends, ihres Stumpfsinns, ihrer Verkommenheit bewusst. Aber das zweite schaffen sie nicht mehr. Und das Zweite ist die Rückbindung an diese Kraft der Freude und der Liebe, die der Vater im Gleichnis verkörpert ganz im Gegensatz zu diesen sentimental und gescheiterten

Tschechow-Vätern: Jesus meinte damit die Kraft Gottes, die dem Sohn, die uns allen zum Leben hilft und nicht zum Tod, zum Segen und nicht zum Fluch. Weil diese Kraft uns mit unseren Fehlern und unserem Scheitern annimmt und uns Mut zu neuem Aufbruch schenkt. Tschechow selbst hatte den Glauben, die Religion, diese Rückbindung verloren, weil sein Vater ein frömmelnder, ungläubwürdiger Kirchgänger war und nicht nur in dieser Hinsicht ein schlechter Vater. Gelingt es uns, unseren Kindern und Mitmenschen ein anderes, ermutigenderes Beispiel zu geben? Amen.

Thomas Groll, Pfr.

GEBET

L: *Orientierungslosigkeit – so definiere ich den heutigen Zustand unserer Gesellschaft. Alles ist heute extrem unklar, unverständlich ... Alles ist total durcheinander, chaotisch ...*

Gott allen Lebens,

du weckst in uns die Sehnsucht nach Erneuerung unserer Welt. Lass uns erkennen, wo dein Reich schon heute unter uns ist. Gib uns die Kraft und den Mut zu tun, was dem Frieden dient, und dein Heil zu erwarten. Durch Jesus Christus, unseren Herrn. Amen.

FÜRBITTEN mit Kyrie eg 178.9

L: *Ich liebe Sie doch! ... Ich liebe den Menschen in Ihnen! Muss jede Liebe auf die altbekannte, abgeschmackte Art und Weise praktiziert werden? Meine Liebe ist für mich tausendmal wertvoller als die Liebe, auf die Sie plötzlich Lust haben!*

Gott, hilf uns, unsere Liebe, unsere Beziehungen und Partnerschaften so zu leben, dass wir uns und einander gerecht werden und treu bleiben können. Wir rufen zu Dir:

G: Kyrie ...

L: *Darf ich vorstellen: Ossip, Pferdedieb, Parasit, Meuchelmörder und Räuber ... Bist du es wirklich, du entsetzliches Ungeheuer, ... du Menschenfresser, du apokalyptisches Monstrum!*

P: Gott, hilf uns, die Menschen, die herausgefallen sind aus der bürgerlichen Existenz oder nie hineingefunden haben, immer noch als Menschen zu sehen, ihre Not, ihre Bedürfnisse und auch unseren Anteil an ihrem Schicksal. Wir rufen zu Dir:

G: Kyrie ...

L: *Sie können alles! Sie können das ganze Universum kaufen, wenn Sie wollen! Ich möchte das Geld nur leihen! Kاپieren Sie das nicht, Sie komischer Mensch, Sie. Mein Ehrenwort: Sie kriegen das Geld nie wieder.*

Gott, hilf uns, die Götzen unserer Zeit: das Kapital und den Profit, das unmäßige Verleihen, Verlieren und Gewinnen zu begrenzen und entthronen. Sie zerstören unser Zusammenleben und unsere Erde. Wir rufen zu Dir:

G: Kyrie ...

L: *Entweder ist er eine Katastrophe oder ... der Bote eines neuen Lebens! Ich grüße dich, ich segne dich ... mein neues Leben! Ich habe mich entschlossen!*

Gott, hilf uns, dass wir uns mit all unseren Sehnsüchten an eine wirklich tragfähige Kraft binden: an Deine Kraft, an Deine guten Mächte, die uns bergen, vergeben, ausrichten und aufrichten. Wir rufen zu Dir:

G: Kyrie ...